

Der Untergang der Prominenz.

John Ritsch Esq. sieht sie kommen. — Rodefeller als Schredgespenst. — Theilhaber gewünscht!

Mister Editer!

Sie wern jedefalls die Ruhs schon gehört haowe, daß Mei innigst geliebte Tochter Maud sich verlobt hat. Es freut Mich sehr un Ich fühl Mich geehrt, daß der junge Mann so viel Vertraue zu Mir hot. Des is einstweile Alles, was Ich unwer den Point ze sage wünsch.



Ich sein nämlich heint un schon seit e paar Tag in erer sehr ferchterliche bestrübte Stimmung un Ich hen Riesen derzu — trog un im Speit von dem sehr freudige Familie-Ereignis. Nämlich, Mister Editer, Ich seh es timme. Die Zeit, wo in de Tag enei lebe, sich un mir kümere un Gott en gute Mann sein losse, die wern eines Tages ferchterlich uffweide. Ramentlich die Prominente. Die ganze Prominenz tanzi so ze sage uff eme feuerspeinde Boltzono mitaus es ze wisse. Ich bin der Gengize, wo es timme sieht. Un des is, warum Ich so melantolisch bin, daß mandal aach der beste Mofel Mich nit uffheizen kann. Denn, wenn erst die Prominenz abgeschafft is, un alle Prominente gewöhnliche Menfche sein un so ze sage zum Mofel belange, da werd es mit dem Mofeltrinte bald e End hamwe.

Es is hart, Mister Editer, wenn e Mensch so ze sage e ganzes Lebe der fer gepent hot, so viel zu mache, daß er zu der Prominenz belangi, un nachher soll es ihm wieder genomme wern. Unwer Ich seh es timme. Mit viel leicht, weil Mei fünfziger Schwieger-son-in-Law Schornelst is. Des is nit, was Ich mein. No, es liegt tiefer. Nämlich, Mister Editer, der Rodefeller. Der is die Niesen von Meiner Angst un Meiner Melantolie. Dem Mann gehört jehz schon des Meiste von der ganze Welt. Un er verdient jeden Monat un jeden Tag so viel derzu, daß er sich immer mehr laose kann, wo er wieder mehr verdient. Un so weiter, bis er die ganze Welt hot, un dann laast er anner Planeten. Des Rette is, er laast de Tische Pi Morgan aus un dann de Rohktruit un dann die anner Truhs. Un dann laast er alle Governments uff un schmeißt die Rings un Imperers uff die Gagh, un alles Real Erhöbt un bisposheit alle Länders un laast bei Kondemnsation alle Demonds un alle Weiderg un Alles, un dann macht er alle Menfche for sich schaffe un rebuist die Betriebslosse von der ganze Welt bei nir for die Arbeit un seine Stads zu bejable. Julezt laast er aach noch die Prominenz aus un die Vierhundert, un dann wern alle Menfche Stads un müsse umfunscht schaffe vor de Mister Rodefeller, un wenn sie zu alt un gebrechlich wern zum Schaffe, dann müsse sie Professor un Janitors zum Rodefeller seiner Junidorsität wern. Un die Menfche, wo noch ze jung sein zum Schaffe, die müsse als Students zum Rodefeller seiner Junidorsität ätte oder in dem Rodefeller schunior sei Sonntagsschul gehn, un da derfor trize sie dann aach nit mehr bejahl.

Wo bleibst dann die Prominenz? Wo bleibst du?

Well, Mister Editer, Ich selber wärdie leicht gar nit uff den Gedante gekimme, aber Ich les so hie un da e englisches Joming-Päper, wo als, so Artikels drein stehn, un dabordz bin Ich so smart geworn, daß Ich jehz ganz genau smart kann, wie es timme muß. Des Einzige, wo Ich nit recht verstein kann, des is: Er kann doch nit alles Bier un alle Mofelwei alleinig trinke, der Mister Rodefeller. Kann er? Un wann alle Sigars un alle Dusters un aller Schampän un alle Gänseleberpaste zu ihm belange: Kann dann der Mann so viel stände, daß er alleinig da dermit fertig werd?

Un wann der Mister Rodefeller sei neist alles Prapperit un alles Geld un Alles von Wälzu, was es unwerhaupt gebt, alleinig hot, un alle anner Menfche kanwe zesamme genomme noch weniger als gar nit mehr: An wen will er dann sei Standard Oil verkaufe? Un wann er die Prominenz un die Bierhunert abschafft, mit wem will er Kompeni halte? Un wann er alle Counties in Juropp un in Aeschia un Aestria (Aestria thät Ich em übriges gönne) eigne thät, wem könnl er dann Oppositschen made?

So Gebante gewore Mir als wieder e Bihle Trost, unwer trotzdem denk Ich, daß der Rodefeller gestoppt wern soll. Ich wech nor nit wie. Un wenn Ich's nit wech, dann wern Sie's erit recht nit wisse.

Mit diesem Wunsch sein Ich einstweile so lang Mit Rigards Yours John Ritsch, Esq.

Kenne Se de Mister Rodefeller personlich? Ich möcht ihn nämlich emol frage, ob er nit en ältre Mann in die beste Jahre als Partner aufnemme

möcht. Ich thät Eimen tenne, wo grad da derfor passe thät.

D. D. Esq.

Wesserschneider.

Unlängl ist in einem deutschen ärztlichen Organ an einem Fall erinnert worden, der für die Geschichte der Medizin eine besondere Bedeutung hat, nämlich an die eines preussischen Gastwirths, der im Jahre 1635 „aus Versehen“ ein Messer verschluckt hatte und schließlich operirt werden mußte, indem der Fremdkörper aus dem Magen herausgeschnitten wurde. Dies soll der erste Fall einer glücklich ausgeführten Magenoperation gewesen sein. Dr. Hecht machte jedoch jehz in der Prager Medizinischen Wochenschrift darauf aufmerksam, daß die letztere Angabe irrthümlich ist. Es hat einen österreichischen bezw. preussischen Wesserschneider gegeben, der noch 33 Jahre früher erfolgreich operirt wurde. Danach wurde im Jahre 1602 der Magenschnitt (Gastrotonie) zum ersten Male von Mathis von Preußen an einem 36jährigen jungen Tischenspieler ausgeführt, der ein 21 Centimeter langes Messer verschluckt und 51 Tage lang im Magen getragen hatte. Von der Operation ist eine Beschreibung erhalten. Durch Pfaster wurde eine Anheftung zwischen dem Magenausgang und der Bauchwand herbeigeführt, dann ein Einschnitt gemacht und dann das Messer entfernt. Die Heilung soll nach fünf Monaten eingetreten sein. Seitdem sind von Zeit zu Zeit immer wieder Operationen an Wesserschneidern zu verzeichnen gewesen, und zwar stellt Dr. Hecht für die Zeit von 1602 bis 1898 62 Fälle zusammen. Die Patienten waren meist Gaultier oder sogenannte Fatire, außerdem Frinnische und hysterische, Selbstmordbranddaten und schließlich, wie jener preussische Wesserschneider, Ungehichte, die den wenig geistreichen Einfalt hatten, geöffnete oder geschlossene Messer in den Mund zu stecken. Es ist überhaupt ganz unglücklich, was Alles verschluckt werden kann. Im Jahre 1836 wurde einer 56jährigen Bäuerin ein Gabelgriff aus Messing und eine vierzintige Gabel aus dem Magen entfernt, die da 2 1/2 Jahre gelegen hatten. Im Jahre 1876 wurde ein 18jähriger junger Mann operirt, der sich zwei Jahre mit einer fünfzintigen neußilbernen Gabel im Magen getragen hatte. Wenn man Alles zusammen nimmt, so hat man folgende Fremdkörper in verschiedensten Formen und Größen bezw. Mengen im menschlichen Magen zu beobachten Gelegenheit gehabt: Fruchtkerne, Knochen splitter, Perlen, Münzen, Holzstücke, künstliche Zähne und Gebisse, Zahnbürsten, Glasstücke, Nägel, Schrauben, Nadeln, Messer, Safteln und Haarbällen. Interessant ist auch das Vorkommen von Schellacksteinen, die bei den sogenannten Politurkäufern im Magen und Darm gefunden wurden. Bei der Section eines Schreiners z. B. wurde ein Schellackstein von 75 Gramm Gewicht im Magen gefunden. Das Wunderbare an diesen Thatsachen ist, daß der Magen durch solche Fremdkörper nicht nur nicht beschädigt wird, sondern sich überhaupt kaum gegen ihre Gegenwart auflehnt.

Ein Konzert auf Instrumenten aus der Bronzezeit.

Aus Kopenhagen schreibt man: Mit den 2. bis 3000jährigen Hörnern oder Luren, die im hiesigen Nationalmuseum aufbewahrt werden, wurden am Johannistage vor dem Museum verschiedene Musikstücke zum Besten gegeben, was eine gewaltige Zuhörermenge angelockt hatte. Ein Concert auf Instrumenten, die aus der Bronzezeit stammen, wird man wohl auch als ein besonderes Ereignis bezeichnen können, und auch nur das Kopenhagener Alterthumsmuseum kann diesen Genuß bieten. Unter den 23 Luren, die im Laufe der Zeit in den dänischen Mooren gefunden wurden, befinden sich nämlich etliche, die noch vollständig erhalten und brauchbar sind, trotzdem sie einige Jagdtaufende im Boden gelegen haben. In neuerer Zeit hat Professor Kroman, angeregt durch Helmholtz' Lehre von den Tonempfindungen, die altbronzenen Luren zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht, wobei er zu dem Ergebnisse kam, daß die Instrumente nicht bloß in technischer, sondern auch immunitätlicher Beziehung sehr hoch stehen, wenn er auch nicht so weit wie der Musikhistoriker Dr. Angul Hammerich geht, der dem Bronzealtervork ein ungewöhnlich hohe musikalische Befähigung beimah. Die Luren wurden offenbar immer paarweise benutzt, wie die Art der Aufbindung zeigt, denn gewöhnlich lagen stets zwei zusammen. Außerdem hat sich auch herausgestellt, daß die zusammengehörigen Luren im Ton mit größter Genauigkeit übereinstimmen. In dieser Beziehung duldeten die Instrumentenmacher der Bronzezeit nicht die mindeste Abweichung. Außerlich liefern die Luren ebenfalls einen Beweis für die Kunstfertigkeit jener Zeit. Sie haben eine schön geschwungene Form, und charakteristisch ist die flache Endfläche mit den Schilbbudeln.

Kompiment.

Sie: „Haben Sie mich gestern auf dem Gesellschaftsabend gesehen?“ Er: „Ja, Sie waren wirklich reizend.“ Sie (geschmeichelt): „D, das sagen Sie nur so.“ Er: „Nein, ganz aufrichtig, ich habe Sie zuerst fast gar nicht erkannt.“

Aus der Kindheit der Eisenbahn.

Die ersten Fahrten auf der Leipzig-Dresdener Eisenbahn im Juli 1838.

Es war am 19. Juli 1838, als von Dresden aus die erste Dampfwagenfahrt bis zu dem noch heute existirenden Anhaltepunkte, unweit dem Gasthof zur „Weintraube“, der Köpfigenbroda ausgeführt wurde. Ganz Dresden war über das sensationelle Ereignis in Bewegung.

Der Bahnhof und die zum Betriebe errichteten Gebäude waren klein und einfach, ebenso die Personalle und vor allem das Restaurationslokal. Es gab fünf Hallen für fünf Lokomotiven. Aus jeder Halle führte eine Bahn auf die Drehscheibe und sodann zur Hauptbahn. Man sah ferner noch einen Wasserbehälter, eine stehende Dampfmaschine, eine Schmelze, eine Werkstat für Holzarbeiter und eine solche für Schlosser, endlich auch eine Wächterwohnung.

Schon wochenlang vorher beschäftigte sich die Bevölkerung von Dresden mit der Eröffnung der Bahn, und in Leipzig war es nicht anders. Dort fuhr man die ersten Male bis nach dem Dorfe Althen, wo der Wirth des Hotels de Pologne in Leipzig eine Restauration errichtet hatte. Von Dresden aus sollte, wie schon erwähnt, bis zur „Weintraube“ gefahren werden, und der höchste Wunsch in den der ersten Fahrt vorausgehenden Tagen bestand darin, ein Billet zu erhalten. Sechshundert sollten zur Ausgabe gelangen. Alles war darüber starr vor Staunen.

Sechshundert Billets zu einer Fahrt! Dazu hätte der so viel gerühmte Eisenwagen zwischen Leipzig und Dresden, die gelbe Kutsche, nicht weniger als 217 Kutschaffen gebraucht. Der Weg von Dresden nach der „Weintraube“ beträgt etwa eine Meile, und diese sollte in nicht mehr als zehn Minuten zurückgelegt werden. Diese verheißene Schnelligkeit erregte sogar bei Vielen Besorgnis, wenn nicht gar Furcht und Angst, denn ein sonst hochachteter alter Mediziner in Dresden hatte laut in einer Gesellschaft erklärt, eine so schnelle Fahrt halte Niemand aus, der Lustdruck müsse ganz entsehlid sein!

Am 19. Juli früh um 8 Uhr nahie der große weltgeschichtliche Augenblick, wo tausende Schaulustige auf den Beinen waren, um das neue Wunder der Welt anzufaumen. Es erschienen die von den Direktoren des Unternehmens eingeladenen Minister und anderen hohen Staatsbeamten des Zivil- und Militärstandes, die Väter der Stadt, Räte und Stadtvorordnete, allerhand andere Beamte und Würdenträger, sowie endlich auch eine große Anzahl Damen. Vertreter der Tagespresse gab es damals in Dresden noch nicht, denn die sächsische Residenz hatte nur ein belletristisches Blatt, die Abendzeitung, und ein Anzeigebblatt, den Anzeiger.

Im Bahnhofe war ein hohes Zeit aufgeschlagen, und ein Pavillon errichtet worden, der von blühenden Blumen umgeben war. Ein breiter, mit Blumen schmück und Federn versehen Gang führte bis an die Stufen der Eisenbahn, wo sich das Musikcorps des Leibinfanterie-Regiments aufgestellt hatte. Alle die eingeladenen Herren und Damen wurden von den Direktoren des Unternehmens hier empfangen, und es nahie nun der mit Spannung erwartete Augenblick, wo die erste Waggenteile an die zum Einsteigen bestimmten Stufen geschoben wurde.

Die reich bekränzte Lokomotive, die den Namen „Edward Buren“ trug, rollte heran und erregte die allgemeine Aufmerksamkeits; sie wurde gleichsam als Vorspann an sieben Wagen gefesselt. Als es in ihrem weiten Metallbauche zischte, brauste und brodelte, als der weiße Dampf aufstauhte und als das erste Glodensignal ertönte zum Fertigmachen, da klopfte doch mancher und manchem der Gelabenen das Herz, und das Gefühl der Bangigkeit bestimmte vielen die Brust. Der geheißte Kessel erschien ihnen wie ein Herkules, der Lokomotioführer und seine beiden Heizer aber kamen ihnen vor wie die drei Männer im feurigen Ofen.

Als nach dem zweiten Glodensignal alle ihre Plätze eingenommen hatten, und rauschende Musik die Abfahrt verkündete, setzte sich die Lokomotive mit allem Pfiff in Bewegung. Alle Waggenträder drehten sich und kamen mit jeder Umdrehung mehr in Schwung. So tirsire der Zug hinaus, angestaut und begrüßt von Tausenden, die sich längs der Bahnlinie aufgestellt hatten. Allgemeines „Hurrah!“ ertönte unter dem Schwenken der Hüte und Tücher. Väter hoben ihre Kinder empor, damit sie noch in späterer Zeit sich des Tages erinnern sollten, wo in Sachsen der erste Dampfwagen gegangen.

Alle Leute, die weit aus den Dörfern der Niederlöbnitz, der Gegend auf dem rechten Elbufer unterhalb Dresdens, herbeigekommen waren, standen in Bewunderung da und konnten die Sache, von der so lange die Rede gewesen war, schlechterdings nicht begreifen und nicht enträthseln.

Nun rüde auch die zweite Lokomotive, der „Komet“, heran, an die acht Wagen angehängt waren. Mit Säuen und Brausen dampfte auch dieser Zug mit seinen Insassen hinaus, der „Weintraube“ zu. In die helle Gluth der Zukunft sprühten die Funken, während die Dampfwolke gleichsam wie ein grauer, langgebehrter Schleier dahingog und sich die lichte Schneewege aufstürzte.

Die an der Bahn zunächst gelegenen Punkte hatte man vorwärts halber mit Militär- und Polizeiposten besetzt. Schalos und Bajonette sah man in Menge, die ganze Gegendarterie war auf den Beinen. Als die Züge an der „Weintraube“ anlangten, erschallten die fröhlichen Weisen des dort aufgestellten Musikcorps, und die Weinbergsböller wurden gelöst. Die Gelabenen stiegen aus und begaben sich unter Führung der Direktoren in die Restauration, wo eine halbe Stunde verweilt wurde.

Sodann ertönte die Glocke wieder zum Einsteigen, die Musik fing von neuem an zu spielen, und die Wägel trachten. Die Lokomotive begann zu pusten und zu fauchen, und die Fahrt ging nach der Residenz zurück, wo die beiden Züge nach zehn Minuten glücklich wieder anlangten. Die ohne jeden Unfall abgelaufenen Probefahrten schloßen manchem Jaghaften Muth ein, und so kam es, daß an demselben Tage noch sieben Fahrten mit zwei Waggentouren ausgeführt wurden. Der Andrang zur Theilnahme steigerte sich von Tag zu Tag, denn ein Jeder wollte doch einmal probiren, wie sich's mit dem Dampfwagen fährt. Selbst am 22. Juli, an welchem Tage es wie mit Kannen goß, ließen es sich gegen 2000 Personen nicht nehmen, hinaus nach der „Weintraube“ zu dampfen.

Von Tag zu Tag stieg bei den Dresdenern das Begehren nach dieser Eisenbahnfahrt. Es gehörte in jenen Tagen schlechterdings zum guten Ton, die Fahrt wenigstens einmal mitzumachen, wenn man als gebildeter Mensch ersehnen wollte. Wohlhabende Leute aus den kleinen Städten der Umgegend traten her, um nach der „Weintraube“ zu fahren, und wer dies nicht thäte, hatte untermo in Rathschlitz kein Wohnortes davon erzähnt. Die Fahrt wurde arbeitsam wie ein Wundermann und nicht selten als Waggelbes gepriesen.

So wurde denn die kleine Probefahrt am 30. Juli bis zum 5. August von 13,686 Personen besahren, für die damalige Zeit eine unerhörte Zahl, die unendliches Staunen hervorrief.

Nichts Neues unter der Sonne.

Unter dieser Aufschrift erzählt man:

1. Der Kalif von Bagdad hatte von dem arabischen Dichter Dscherrir soviel Klümmens gehört, daß er ihn kommen ließ und ihn nach einigen glücklichen Improvisationsproben mit 100 schönen Kameelkuten beschenkte. „Sie werden mit davonlaufen“, sagte der Dichter mit niedergeschlagener Miene. Da schenkte ihm der Kalif zehn Skaven, um sie zu halten. „Ach, Herr“, seufzte der Poet — und dabei schielte er nach einer goldenen Schale, die im Saale stand — „mir fehlt nur lieber jegliches Gerath, die Thiere hinein zu mellen!“ Und er erhielt die Schale, zugleich aber einen Wink, sich von dannen zu begeben.

2. Friedrich Wilhelm der Dritte hatte von dem Stegreiftalente eines pommerischen Leutnants Fiebelkorn soviel Klümmens gehört, daß er sich ihn nach einer Parade vorstellen ließ und aufforbete, eine dichterische Probe abzulegen. Darauf Fiebelkorn: „Gott sprach in seinem Zorn Zum Dichter Fiebelkorn: Du sollst nun hier auf Erden Nie mehr als Leutnant werden.“ „Von heute ab ist Er Hauptmann“, sagte der König äußerst belustigt. „Weiter dichten!“ Und Fiebelkorn: „Das Blatt hat sich gewandt, Hauptmann werd' ich genannt, Doch hätt' ich volle Gage, Hätt' ich auch mehr Courage.“ „Na, die Zeit Er auch noch haben, obwohl er ohnedies Courage genug bewiesen hat“, antwortete der König; „nun aber nicht weiter dichten!“

Falsche Sparbarkeit.

Eine hübsche Theateranbode erzählt Birion in der „Revue hebdomadaire“. Adolphe d'Enery ließ in dem Theater der Porte-Saint-Martin, dessen Directoren Ritt und Larochele waren, die „Reise um die Welt“ aufführen. Bei der Inscenirung brauchte man einen Elephanten. Der sparsame Larochele war der Meinung, daß man einen falschen fabriziren lassen sollte. Aber Ritt entdeckte einen wirklichen, der sich für die Aufführung eignete und den er miethete. Er war nicht sehr theuer, sechzig Franken pro Abend. „Sie sollten ihn kaufen“, sagte d'Enery. Larochele hob die Arme in die Luft und rief entseht: „Sie wollen mich ruiniren! Wissen Sie, daß ich 8000 Franken dafür bezahlen soll?“ „Die Reise um die Welt“ schlug aber leider ein, und mak fast einige 600 Vorstellungen hintereinander. So kostete also die Miethede des Elephanten — 38,000 Franken.

Das Schlimmste. Durchgebrannter Kassirer: „So eine Flucht ist etwas Grauenhaftes, keinem Bekannten darf man eine Ansichtslarte schiden!“

Das Stemmchen. Gerichtspräsident: „Was wollten Sie denn mit dem Brechstein anfangen, welches Sie in Ihrer Wohnung verborgen hatten?“

Angelagter: „Herr Gerichtshof, da breche ich immer die Briefe mit uff, die an mir kommen.“

Die moderne Wissenschaft der Medizin.

„Der Geist der Medizin ist leicht zu fallen — ihr durchdringt die arth und kleine Welt, um es am Ende gar zu lassen. Wie's Gott gefallt.“

läßt Goethe den „Mephistopheles“ zum Schüler sagen, und soweit die Heilung des kranken Körpers durch Medikamente und Kränze in Betracht kommt, wird es mit den Worten des großen Dichters und Naturkenners im Wesentlichen wohl immer noch seine Richtigkeit haben. Aber die moderne Wissenschaft der Medizin handelt nicht mehr die altbekannten Pfade der Heilkunde. Sie beschränkt sich nicht darauf, einzugreifen, wenn die Symptome der Krankheit sich zeigen, sondern sucht vorzubeugen, indem sie den Krankheitsregern nachforscht, dieselben unschädlich macht und dort, wo die Menschheit in Massen zusammengebrängt ist, lebt und den tödlichen Kampf um's Dasein führt, sanitäre und hygienische Zustände schafft, welche der Gesundheit zuträglich und förderlich sind. Um alles dieses zu erreichen, muß die Medizin heutzutage die verschiedenen Zweige naturwissenschaftlicher Forschung in das Gebiet ihres Studiums und ihrer Thätigkeit ziehen und sich mit deren wissenschaftlichen und technischen Hülfsmitteln vertraut machen.

Nun wähl weitgehender und tiefer Bedeutung das Studium der ärztlichen Wissenschaft dadurch geworden ist, hebt das „Journal der amerikanischen medizinischen Gesellschaft“ in einem Artikel hervor, welcher besonders für die akademische Jugend, die sich jenem Studium zu widmen beabsichtigt, von Interesse ist, aber auch dem Laien einen interessanten Einblick in das Wesen und die Ausbehnung der modernen Medizin gewährt. Der Verfasser des betr. Artikels weist als Einleitung auf die wunderbare Wandlung hin, welche in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum auf dem Gebiete der ärztlichen Wissenschaft vor sich gegangen ist. Der befähigte Mediziner ist nicht mehr auf den engen Kreis der Privatpraxis angewiesen, sondern es eröffnet sich ihm ein ganz neues Feld der Thätigkeit voller Anziehungskraft und Gelegenheiten, sein Wissen und Können zu offenbaren. Es ist das Feld der Forschung auf dem Gebiete der Anatomie, Physiologie, Pathologie, Chemie und Bacteriologie, welche Zweige der Wissenschaft sich von Jahr zu Jahr enger an die eigentliche Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe anschließen.

Die Mangelhaftigkeit des medizinischen Studiums auf amerikanischen Hochschulen im Vergleich zu der Vollkommenheit, zu welcher dasselbe auf den Universitäten Europa's, besonders Deutschland's, gelangt ist, giebt der Verfasser ebenfalls zu, indem er sagt: „Da die Erreichung der akademischen Ideale im Studium der Medizin bei uns noch immer der Zukunft überlassen bleiben muß, so werden sich, um jenen Mangel auszugleichen, die genannten Gelegenheiten zur Belehrung, zur Forschung, zum Fortschritt in der Sanitätswissenschaft mit der Zeit beständig vermehren. Der Umstand, daß das Studium der Medizin dem begabten, freibamen und gut geschulten Manne mehr und etwas Anderes bietet, als die bloße Gelegenheit, sich in die Reihe der prattizirenden Aerzte zu drängen, wird demselben Manne von breitem Wissen und hohen Idealen zu beiführen.“

Zahllos sind die Probleme des Lebens und der menschlichen Gesellschaft, welche der Lösung durch die Medizin und die ihr verwandten Wissenschaften harren. Die medizinische und hygienische Forschung im Dienste des Staates und des Gemeinwefens erfordert jehz bereits eine große Anzahl wissenschaftlich gebildeter Fachmänner, und die Nachfrage nach solchen wird von Jahr zu Jahr stärker. Denn die Regierungen der Städte und des Landes wenden ihre Aufmerksamkeit mehr und mehr auf die Sanitätswissenschaft, und überall eröffnen sich deren Vertretern neue Felder der Thätigkeit und ihrem Wissen entsprechende Stellungen.

Ein Bild aus dem Leben.

Ort der Handlung: Sachsenhäuser Altstadt bei Frankfurt im Hausgang eines „Berjers“. Zeit: 9 Uhr Abends. Handelnde Personen: Ein Gärtnersohn und das liebreizende Töchterchen des Berjers und Hausgeigentümeres, die im zärtlichen Stillen Kühle austauschen. (Die Sachsenhäuser „Berjers“ und „Wärders“ sollen das vorzüglich verstanden). Plötzlich erscheint durch die halboeffnete Thür der Vater und kommt, ein Streichholz anzündend, gerade recht zum letzten Schmah, worauf sich folgender Dialog entspinnt: Der Vater: „No des hast sich aber aach recht sder for en anständig Mensch, e ehrbar Mädche im Dumtle abzutulle, schämst De Dich denn gar net?“ Der Schwiegersohn: „Lah mer ma Ruh mit Deim Gebrekel, sei froh, daß ich Dich net anzeig, daß De die Trepp net beleuchte tuff, Du Geizteinel. 'S'nacht Anna!“ Ob die zwaa sich „wohl trize?“ fragt der Berichterstatter.

Mit nichts zufrieden sein, ist ebenso schlimm, wie mit allem zufrieden sein. Wer Glück hat, kann leicht sagen: Jeder ist seines Glückes Schmied.

Sonderbare Frage.

Herr des Hauses (zum Besuch): „Nun, Frau Kommerzienrath, wie gefällt Ihnen das Gemälde auf der Decke?“

Frau Kommerzienrath (sehr beleidigt, blickt mit Anstrengung nach der Decke): „Sehr gut, wirklich, aber sagen Sie, warum malt man so 'was Hübsches so hoch hinauf?“

Der letzte Mann.

Jad: „Frl. Fav, wollen Sie mich heirathen?“ Fav: „Ich würde Sie nicht heirathen, wenn Sie der letzte Mann auf der Erde wären.“

Jad: „D, das ist hart von Ihnen!“ Fav: „Aber gar nicht. Wer sollte denn die Trauung vollziehen?“

Zurechtweisung.

Sie: „Einen hübschen Hauschmuck möchte ich mal von Dir geschenkt haben.“ Er (Redakteur): „Nein, für solche Extra-Ausgaben bin ich nicht zu haben.“

Sie: „Du bist mir ja ein netter Redakteur, Du solltest doch gerade für Extra-Ausgaben sein.“

Unausführlicher Auftrag.

Doktor: „Hier, dieses Rezept tragen Sie in die Apotheke, und von der Medizin, welche Sie bekommen werden, soll Ihr Mann täglich einen Schöffel voll nüchtern zu sich nehmen.“ Frau des Patienten: „Nüchtern? Ja, Herr Doktor, da müssen S' mein Mann schon was anderes verschreiben — der is schon seit zehn Jahren nimmer nüchtern worden.“

Infant terrible.

Versicherungs-Agent (die Zimmereintrichtung aufnehmend): „Und hier diehe Ottomane, was hat sie gekostet?“ Dame: „Fünzig Mark!“ Deren sechsjähriges Töchterchen: „Aber Mama, die hat ja Papa aus alten Kisten gemacht!“

Immer beim „Onkel“.

Downer: „Ich bin froh, daß es nicht zum guten Ton gehört, zu einem Gesellschaftsabend eine Uhr zu tragen.“ Upper: „Warum?“ Downer: „Weil ich niemals beide zu gleicher Zeit habe.“

Darüber hinaus.

Stellenermittler: „Es thät mir leid, Frau Hauskeep, daß ich Ihnen keine Köchin verschaffen kann, die Ihnen paßt.“ Die Herrschaft: „D, darüber bin ich hinaus. Schicken Sie mir nur eine, der ich passe.“

Keine Nachfrage.

Junger Autor: „Dieses Drama, welches ich geschrieben, ist dem Französischen entnommen.“ „Ich glaube, die Franzosen werden es nicht vermiffen.“

Kindergespräch.

Martchen: „Mein Papa hat vier verschiedene Anzüge, einen Gehrod, einen Frack, eine Uniform und einen Lakar.“ Hannchen: „Mein Papa hat auch noch eine Babehose.“

Inferat.

Auf der Straße nach M. habe ich ein Eintheilwirthshaus errichtet für Rind-, Schweine- und Schafvieh, für Gäste minderer Qualität sind auch Zimmer zu haben. Karl Pomeisel, Gastwirth.

Abneigung.

Der Gerichtshof hat Sie zu vier Jahren Zuchthaus verurtheilt. Wollen Sie Revision gegen das Urtheil einlegen?“ „Ne! Ich bin froh, wenn ich mal 'ne Zeit lang keine Richter mehr sehe.“

Viel verlangt.

„Einen schönen Gruß von unserer Meisterin und Sie sollen mir heute doch ja die Wurst in die Fortsetzung von der schönen G'schicht vom letzten mal einwickeln!“

Leutes Mittel.

Töchterliche Mutter: „Männchen, lade doch einmal den Professor Krups ein! Der soll ja an Kleptomane leiden — vielleicht nimmt er ein's von unsern Mädels mit!“

Nach einer Mauterei.

Arzt: „Soll ich Ihnen das Stüdchen vom Oherlappchen wieder annehmen?“ Bauer: „Das is nei nöthig; aber die Stell', wo's abgeriffen ist, könnent S' a wenig — säumen!“

Das Geheimniß.

„Frau Huber, haben Sie es schon gehört...?“ „Ja, es is ein Geheimniß, Frau Schulze?“ „Ja!“ „Dann habe ich es schon gehört!“

Zurechtweisung.

„Du, ich habe in Deinem Gebichtband Verse gefunden, die ich schon bei Schiller gelesen habe.“ — „Aber, Mensch, wie kann Schiller Verse abgeschrieben haben, die ich erst nachher dichtet?“